

Und, weil's so schön war – und dem lieben Eoin zu Ehren, gewissermaßen mit den besten Wünschen von der irland journal-Redaktion:

Hier noch einmal sein legendärer Artikel, erstmalig abgedruckt in unserer Sonderausgabe zur Frankfurter Buchmesse 1996 ...

Zwei Paddies entdecken Bayern

**EINE WAHRE GESCHICHTE
VON EOIN BOURKE**

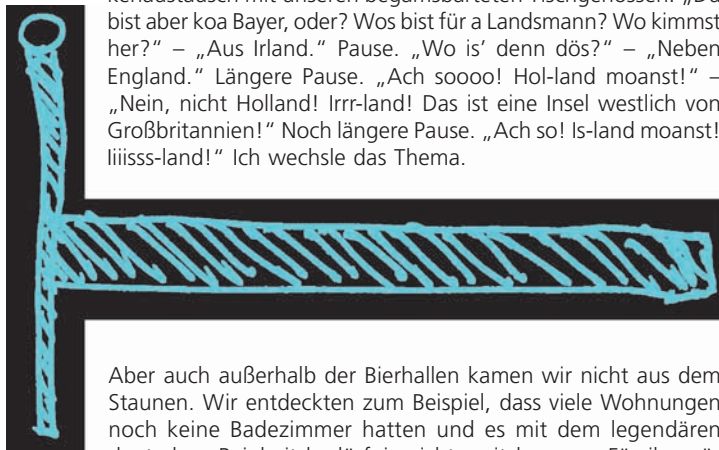
Mein Bruder Fergus und ich hatten von London die Nase voll. Er hatte ein Jahr lang als schlecht bezahlter Anstreicher jeden Pfennig gespart, um sich eine teure Kamera zu kaufen, ich schlug mich als noch schlechter bezahlter Hilfskrankenpfleger durch. An dem Tag, als Fergus genug zusammengelegt hatte und den heiß ersehnten Fotoapparat endlich in den eigenen Händen hielt, wurde er hundert Meter vom Fotogeschäft entfernt am Gehsteig von zwei Bobbies verhaftet und unsanft in eine versteckte, weißgekachelte, mit Blut verspritzte Verhörzelle hinter dem öffentlichen Abort in der Piccadilly Circus-U-Bahnstation geschleppt. Ein mit Arbeitskittel bekleideter Ire mit einer teuren Kamera in der Hand war ihnen sofort ein Verdachtsobjekt. Sie drückten ihn auf einen Stuhl, schrien ihn an, holten mit der Faust aus, versäumten nur, das Naheliegende zu tun, d.h. bei dem Fotogeschäft telefonisch nachzufragen – wohl, weil sie noch länger ihren Spaß treiben wollten. Nachdem sie Fergus genüsslich zu einem elend wimmernden Häuflein reduziert hatten, sagten sie: „Okay – wir werden bei dem Fotogeschäft nachfragen, Paddy, aber wenn es sich herausstellt, dass du gelogen hast, dann werden wir dir die *fucking* Knochen brechen!“ Nachdem die entlastende Information eingeholt worden war, ließen sie Fergus gehen, mürrisch wie kleine Buben, deren Fußballspiel durch einen Platzregen unterbrochen worden war.

Ich hatte es auch satt, als „Paddy“ angesprochen zu werden. „Eoin“ war für meine englischen Vorgesetzten viel zu schwierig auszusprechen. Warum sich auch die unzumutbare Mühe geben, wenn es einen netten Kollektivnamen für alle Iren gibt? (Als mein Vater, Tom Bourke, zum fünfzehnten Jahre Dienst als Eisenbahner in Wolverhampton in den Ruhestand trat, erschien im Lokalanzeiger ein winziges Foto von ihm auf dem Bahnsteig mit der Unterschrift „Paddy goes home“.) Fergus und ich fassten den Plan, nach Israel auszuwandern, um in einem Kibbuz zu arbeiten. Damals, im Jahr 1961, war es für einen Iren noch unerhört, aufs europäische Festland zu fahren, es sei denn zu einer Pilgerfahrt nach Lourdes, Fatima, Rom oder Konnersreuth. Als Arbeiter oder Student pendelte man zwischen Irland und Großbritannien – Reisen nach Paris oder Zürich waren längst noch den in Irland verbotenen Schriftstellern wie James Joyce überlassen worden. Als Fergus und ich Montmartre bestiegen, wurden wir durch ein entsprechendes Gefühl des Verruchten beflügelt. Zu *Moulin Rouge* in Neonlichtern aufzusehen, war schwindelerregend. Wir mussten uns zwicken, um uns zu vergewissern, dass wir nicht träumten.

Unsere Wege trennten sich in Paris. Ich wollte über Straßburg fahren, Fergus über die Schweiz, um die Alpen zu fotografieren. Wir machten aus, uns in drei Wochen an einem Samstag um 13 Uhr wiederzutreffen, und da ich nicht das Geringste von Deutschland wusste und meinem Bruder nur „das Hofbräuhaus“ ein Begriff war, beschlossen wir, uns dort neben der Blaskapelle zu treffen – Fergus hatte nämlich gehört, dass Münchner Bierhallen Blaskapellen hätten. Auf der Reise per Anhalter dahin erzielte ich einen Weltrekord, in dem ich an einer Stelle auf der Hauptroute von Paris nach Nantes drei Tage im Regen stand, ohne dass ein einziges Auto hielt. Fluchwortschatz und Gebärdensprache bereicherten sich bei

mir unendlich in jenen Tagen. An dem besagten Samstag fuhr ich von der Münchner Jugendherberge zum Hofbräuhaus und setzte mich um 12:50 Uhr neben die Blaskapelle. Fergus erschien an der großen Eingangstür um Punkt 13 Uhr. (Wer sagt, dass Iren unpünktlich seien?) Hier hatten wir Neues zu bestaunen: die blankgegessenen, vor Körperschweiß starrenden Lederhosen, die sich gegenseitig überbietenden Gamsbärte, die mit Schnupftabak gepuderten Nüstern, die Wanderstrümpfe, das kehlige Grolen der Stimmen, das Feiern eines ausgiebigen Furzes im Männerklo mit einem lakonischen „Mahlzeit!“. Wir bewunderten den grenzenlosen Mut dieser Männer, sich, ohne mit der Wimper zu zucken, so grotesk bekleidet zu zeigen, und genossen die Exotik der Bierhallen so sehr, dass wir bald schunkelnd „In München steht ein Hofbräuhaus – oans – zwoa – gsuffa!“ in tadellosem Bayerisch mitgröhlten. Es dauerte auch nicht lange, bis wir den zweiten Test zur Bajuwarisierung bestanden, indem wir „Oachkatlschwoaf“ einwandfrei aussprechen konnten, ohne zu wissen, dass es sich um einen *terminus zoologicus* handelte.

Was uns überaus ernüchterte, war die allgemein herrschende Unwissenheit, was Irland betrifft. In England hatten wir unter einer negativen Stereotypisierung gelitten, aber hier hatten die meisten nicht einmal von Irland gehört. Wiederholt gab es folgenden vor Geist sprühenden Gedanken-austausch mit unseren begamsbarteten Tischgenossen: „Du bist aber koa Bayer, oder? Wos bist für a Landsmann? Wo kimmst her?“ – „Aus Irland.“ Pause. „Wo is' denn dös?“ – „Neben England.“ Längere Pause. „Ach soooo! Ho-land moanst!“ – „Nein, nicht Holland! Irrr-land! Das ist eine Insel westlich von Großbritannien!“ Noch längere Pause. „Ach so! Is-land moanst! Iiiiss-land!“ Ich wechsele das Thema.



Aber auch außerhalb der Bierhallen kamen wir nicht aus dem Staunen. Wir entdeckten zum Beispiel, dass viele Wohnungen noch keine Badezimmer hatten und es mit dem legendären deutschen Reinheitsbedürfnis nicht weit her war. Für ihr wöchentliches Bad gingen viele Leute samstags ins Volksbad. Paare mit vorzeigendem Trauschein durften zusammen in ein Doppelbad steigen. Sitzklos mit einer regalartigen Stufe darin waren uns neu (Fergus' Kommentar: „It's great to be able to see the fruits of your labour.“) und die Federbetten waren uns ein Rätsel (siehe Illustration). Als wir ein Doppelzimmer in einer ulkigen Fachwerkpension mit Ausblick auf eine Gartenanlage beim Königsplatz bezogen, lachten wir uns beinahe zu Tode beim Anblick eines furios hämmernden Buntspechtes auf dem Baum vorm Fenster. (Bis dahin hatten wir nur „Woody Woodpecker“ im Zeichentrickfilm gekannt.) Die Pensionswirtin war eine kleine alte Frau mit pechschwarzem Haar, sympathischem Gesicht und wenigen Worten. Nachdem wir

durch unsere Bierhallen-Recherchen das ganze Spargeld für die Reise nach Israel verbraucht hatten, mussten wir ausziehen. Die Wirtin gab uns Aufschub für die Bezahlung der letzten Woche bei ihr, bis wir wieder Geld hätten. Das sollte aber Jahre dauern. Als ich viel später – Fergus war schon längst auf und davon – ein Studienstipendium erhielt und ich mich auf den Weg zur Pension machte, um unsere alten Schulden auszugleichen, fand ich statt des schönen, urigen Holzhauses eine Baulücke vor. Meine Schuldgefühle wegen der unbezahlten Woche habe ich nie ganz überwunden. Es hätte aber wohl wenig Sinn, einen Appell an die Leser zu richten, die alte Frau ausfindig zu machen, da sie inzwischen ungefähr 120 Jahre alt sein müsste. Stattdessen büße ich dafür, indem ich hiermit unsere Sünde öffentlich beichte.

Bei strahlendem Fönwetter standen Fergus und ich auf der Straße ohne Geld oder ein Zuhause. Eins wussten wir: Nie wieder zurück ins von Priestern wimmelnde Irland oder ins Paddy-verachtende England! Wir hatten gehört, dass es in Frankreich Klöster gibt, die einen kostenlos aufnehmen, wenn man vorübergehend ohne Obdach ist. Also gingen wir zu einem Franziskanerkloster in München – wir dachten, Bettelmönche müssten doch Verständnis haben – und klingelten. Ein Mönch hielt die Tür nur einen Spalt breit auf und hörte uns an, ohne Augenkontakt mit uns aufzunehmen. Er verschwand kurz, kam wieder mit einem Zettel, den er uns wortlos in die Hand drückte, und schloss die Tür vor unserer Nase zu. Auf dem Zettel stand die Anschrift der Bahnhofsmision. Da liefen wir hin – nicht mal Geld für die Trambahn hatten wir – und bekamen je eine dicke Scheibe Brot mit Marmelade und eine Tasse Kakao serviert. Und noch einen Zettel. Diesmal mit der Adresse: „Obdachlosenheim, Pilgersheimerstraße“. Wir pilgerten gehorsam dorthin und meldeten uns an. Ohne die 70 Pfennig Eintrittsgeld bezahlen zu können. Wir mussten je eine Kabine betreten und unsere Hosen und Unterhosen herunterlassen, um auf Läuse und Geschlechtskrankheiten untersucht zu werden. Als ich durch einen Spalt Fergus dabei erblickte, wie er mit den Hosen um die Knie sich zum Beamten hin vorwärts bewegte, als wenn er ein schenkeltiefes Wasser durchwatete, kringelte ich mich in meiner Kabine vor lautlosen Lachkrämpfen. Nachdem der Beamte Fergus' Intimteile mit einer Taschenlampe (und negativem Befund) inspiziert hatte, war Fergus zu traumatisiert, um über mich zu lachen, als ich an die Reihe kam.

Erst nach dieser klärenden Inspektion wurden wir als Heiminsassen zugelassen. Wir wurden nach unten, vom Purgatorium ins Inferno, geschickt, wo wir einen Alkoven betreten und uns diesmal splitternackt ausziehen mussten. Nachdem wir unsere ganze Kleidung einschließlich Schuhe auf einen komplizierten, vielverzweigten Bügel aufgehängt hatten, kam eine körperlose Hand durch eine schmale Tür, griff den Bügel und zog ihn in den kryptischen Hinterraum. Als wir so nackt dastanden, hörten wir ein lautes, plapperndes Beten in der benachbarten Kabine. Ein ebenso nacktes Männlein ging auf- und abspringend und sinnloses Zeug vor sich hinblubbernd an unseren Nischen vorbei. Der Eindruck, dass wir unter die Letzten der Erde geraten waren, wuchs in uns. Nach uns ewig dünkender Zeit bekamen wir eine Art Insassen-Pyjama aus steifem Leinen und Haus-

pantoffeln von derselben körperlosen Hand gereicht und durften uns unter unsere Genossen für die nächsten paar Wochen begeben.

Viel wurde unter den Hausinsassen nicht gesprochen. Zum Schlafen wurden wir in Etagenbetten in überfüllte Räume gedrängt. In meinem Zimmer wurde laut geschimpft, als ein Mann die ganze Nacht lang vor Schmerz aus vollem Halse schrie. Niemand fragte, was ihm fehle. Am morgen wurden wir für irische Verhältnisse skandalös früh aus dem Bett gejagt. Mit zufallenden Augenlidern schleppten wir uns zu einer gemeinsam benutzten metallenen Rinne mit kaltem Wasser. Weder Seife noch Handtücher wurden „gereicht“. Mir war es, als wenn die Stereotypisierung der Obdachlosen als Krankheitsträger absichtlich durch eine zu kurz gehaltene Hygiene zementiert werden sollte. Man bekam keine Arbeit, weil man stank, und wurde dann als arbeitsscheu abgestempelt. Fergus und ich fingen auch allmählich an, den sauren Geruch der „Plattler“ anzunehmen. Als wir ein Stück Seife ins Haus brachten, wurde es sofort gestohlen, was immerhin für das Vorhandensein eines Reinheitswillens seitens unserer Hausgenossen spricht. Zum Frühstück, der einzigen Mahlzeit des Tages, saßen sie an langen Tischen und löffelten breiartige Substanz aus Schüsseln in sich hinein. Wir verzichteten darauf, weil wir eine rettende Postanweisung mit 25,- DM von unserem Vater erhalten hatten.



Tagsüber musste man das Heim verlassen. Fergus und ich verbrachten die meisten Tage in der Bibliothek des Amerikahauses, weil die Benutzung nichts kostete und man dort Englisch sprach. Eines Abends, als wir „nach Hause“ kamen, war ein Kamerateam zugegen, wohl um einen Dokumentarfilm zum Thema

Obdachlose in Deutschland zu drehen. Wie jeden Abend standen wir Schlange, um uns einzuschreiben. Der Mann vor Fergus in der Reihe wurde zu aufgeregt angesichts der Kameras und konnte nicht mehr zurückhalten. Fergus lehnte sich zu mir zurück und flüsterte: „The guy in front of me has pissed himself!“ Als wenn ich nicht schon die große, sich ausweitende Lache zu seinen Füßen bemerkt hätte. Die Filmarbeit musste unterbrochen werden, um aufzuwischen. Als wir zur Einschreibung vorrückten, merkten die Kameraleute, dass wir beide je ein dickes Buch – vom Amerikahaus ausgeliehen – unter dem Arm hielten. Überrascht darüber, zwei anscheinend intellektuelle Gammler vor sich zu finden, zoomten sie mit dem Kameras auf die Buchtitel zu: bei Fergus *Der Zauberberg* in englischer Übersetzung, bei mir, passenderweise, *Remembrance of Things Past*.

Wir gingen täglich auf die Suche nach Arbeit. Damals bekam man als Ausländer keine Arbeitserlaubnis, ohne eine Aufenthaltserlaubnis vorzeigen zu können. Man bekam aber keine Aufenthaltserlaubnis, ohne einen Wohnmeldeschein bei sich zu haben. Und man bekam keinen Wohnmeldeschein ohne Arbeitserlaubnis. Und keine Wohnung, ohne nachweisbaren Verdienst. Nachdem wir den Teufelskreis der Ämter mehrmals durch-

laufen hatten, entdeckten wir eine Lücke bei Arbeitnehmern der amerikanischen Militärbehörde, da die Besatzungsmächte immer noch Privilegien genossen und Englischsprechende brauchten. Wir unterzeichneten eine Erklärung, aus der hervorging, dass wir nicht beabsichtigten, die Regierung der Vereinigten Staaten zu stürzen, und bekamen Arbeitsverträge. Fergus wieder als Anstreicher, ich wieder als Hilfskrankenpfleger.

Auch unter den Amis befand sich noch nie Gesehenes: Ich hatte nie vorher Analphabeten bewusst erlebt, jedenfalls nicht so massenhaft auftretend, wie bei den GIs. Ein riesiger, weißer Neunzehnjähriger aus Alabama musste mit einem „X“ unterschreiben, weil er nie gelernt hatte, den eigenen Namen zu buchstabieren. Allerdings konnten sie sehr gut rückwärts zählen: Sie alle gaben sich täglich gegenseitig bekannt, wie viele Tage bis zum Ende der Wehrpflicht sie noch zu dienen hatten („Only a hundred and fifty-six days, man!“). Jeden Donnerstag wurde die Verteidigung gegen die Russen exerziert („The Russians are a-comin’, man!“), allmählich wurde bis zur Besinnungslosigkeit gesoffen oder zur Blutvergießung gerauft. Eines Abends saß ich im Lokal neben einem böszüngigen, alkoholischen Pearl Harbourn-Veteranen, als ein junger GI an uns herantrat und ohne Warnung das alte Menschenwrack mit geballter Faust in die Schläfe niederstreckte. (Zwei Wochen später starb der Alte, von niemandem betrauert, am Straßenrand, an Erbrochenem erstickt.) Bei solchen Gelegenheiten war die Wirtschaft während der darauffolgenden Schlacht meist total demoliert. Ich pflegte dabei fest sitzen zu bleiben und nicht aufzuschauen und kam so mit heiler Haut davon. Ich hätte nachher mehrere, die Schlägereien schildernde Motivtafeln mit „Maria hat geholfen“ malen lassen und im Kloster Andechs an der Wand anbringen sollen.

Wenn der eine oder andere GI in besinnlicher Stimmung war – was nicht oft geschah – holte er immer zwei Fotos aus seiner Brieftasche hervor und zeigte sie mir. Auf dem einen war ein gequält lächelndes, babygesichtiges „All American College Girl“ mit einer Glatthaarfrisur mit nach außen gerollten Haarspitzen zu sehen, auf dem anderen eine reifere, attraktive Frau, meist mit üppigem Lockenkopf, toupierter oder Farah-Diba-Frisur. Das erste Mädchen war die zu Hause schmachtende Verlobte – nach der unerbetenen Aussage des GI noch Jungfrau – und das zweite die für die Dauer des Deutschlandaufenthalts sexuell dienende deutsche Freundin. Ohne Ausnahme bezeichneten die GIs das erste Mädchen als „My girl“, das zweite als „My pig“. Ich beschloss, so schnell wie möglich aus dem amerikanischen Kulturbereich in den einheimischen überzuwechseln.

Ich war in jener Zeit Untermieter bei einer Frau Swoboda am Rande des Perlacher Forstes. Frau Swoboda schaute genau wie Franz Josef Strauß mit Perücke aus, war ebenso korpulent wie er, übertraf ihn aber durch eine große Narbe im Gesicht. Auch sie konnte den Namen „Eoin“ nicht bewältigen, nannte mich aber wenigstens „Tommy“ statt „Paddy“. Oft, wenn sie einsam war, überfiel sie mich in meinem Kämmerlein, forderte mich mit ihrer posaunenden Basstimme (auch hierin übertraf sie Franz Josef) auf, ein Gläschen mit ihr zu trinken, und presste mir ein Viertelliter-

glas voll Strohrum (80% Alkohol) in die zitternde Hand. Wenn ich nach dem ersten Schluck meine Seele fast aushustete, sagte sie „Jesus Maria, du bist doch koa Monnsbuid net, Tommy! Gibs her!“, nahm das Glas enttäuscht zurück und ließ den Inhalt in einem Zug ihren Schlund hinunter verschwinden. Bei nicht seltenen Anwandlungen von Mütterlichkeit brachte sie mir einen Teller „Lüngerl“. Nicht nur musste ich psychologisch damit fertig werden, dass in Irland Beuschel von Metzgern kostenlos als Hundefutter rausgegeben wurde, sondern noch dazu hatte Frau Swoboda mehrere Katzen, die ihre Haare büschelweise verloren, so dass meine Lüngerl immer mit einer dicken Schicht Katzenhaaren überzogen waren. Grün im Gesicht bedankte ich mich sehr für die Aufmerksamkeit und wartete in der Hoffnung, dass Frau Swoboda sich zurückzöge und die Toilette unbewacht ließe. Aber so leicht ging das nicht. Sie erhob sich hoch über mir mit in die Hüften gestemmt Armen und kritisierte, wie ich im Essen herumstochere, bis sie dann gut gelaunt war. Dann führte sie mir in der Küche verschiedene Tänze vor, dass der Fußboden in Schwingungen geriet.

Eigentlich gab es zwei Frau Swobodas. Meine Vermieterin war die ehemalige Ehefrau eines großgebauten, jovialen Tschechen namens Josef Swoboda, der Frau Swoboda fallengelassen und ihre beste Freundin zu sich genommen und auch geheiratet hatte. Freundlicherweise leistete er immer noch Minnedienste bei Frau Swoboda I, und zwar jeden Mittwochabend mit der Präzision eines Uhrwerks. An dem Abend war sie immer aufgeregt, schminkte sich die Wangen rot und, wenn es um 9 Uhr unten klingelte, lief sie wie ein junges Mädchen zum Treppenhausegeländer und tirierte seinen Namen von oben herunter: „Hallooooo! Josef, bist du’s, Schatzi?“ Er blieb die Nacht – eine ganze Nacht ohne die Gefahr, dass Frau Swoboda mir Rum oder Lüngerl brächte – und nahm in der Früh lärmend Abschied. Donnerstags war Frau Swoboda I grundsätzlich zu meiden, so bärbeißig war sie. Jeden Donnerstag kam Frau Swoboda II die Frau Swoboda I besuchen, und die beiden verbrachten den Abend damit, beim Konsum mehrerer Gläser Rum über den Schuft Josef Swoboda zu lästern. Einmal, nachdem ich und Frau Swoboda I einige Flaschen Bier in ihrer Küche zu uns genommen hatten, nuschelte sie besoffen: „Schau, Tommy, mir san alloan in der Wohnung! Warum solln mir in zwoa getrennten Betten schlafen müassen?“ Ich täuschte Schwerhörigkeit vor, ging in mein Zimmer und schloss mich ein.



Einmal war Frau Swoboda (I) aus undurchsichtigen Gründen auf längere Zeit hinaus verstimmt. Eines Tages sagte sie mir aus heiterem Himmel, die Miete von 80,- DM werde auf 100,- erhöht und schon eine Woche später

auf 120,-. Ich nahm diese Bekanntgebung stillschweigend entgegen und ging sofort auf die Suche nach einer neuen Wohnung. Sobald ich eine gefunden hatte, kündigte ich höflich bei Frau Swoboda. Nie um eine Überraschung verlegen, brach sie in Tränen der Verzweiflung aus (versuchen Sie, sich Franz Josef Strauß mit Perücke beim Plärren vorzustellen!), ging buchstäblich vor mir in die Knie und flehte mich an zu bleiben, auch kostenlos, wenn es sein müsste. Ich fühlte mich aber von ihrer Grillenhaftigkeit erledigt und blieb hart. Ich versprach, sie zu besuchen.

In meinem neuen Mansardenzimmer in einem verlotterten Haus in Bogenhausen wurde ich von einem hageren, Lodenmantel tragenden Preußen namens Herr Ziegler empfangen mit den Worten: „Ire sind Sie? Also wenigstens kein Jude!“ Vom Regen in die Traufe! Ich dachte kurz daran, zurück in die Brachialgewalt Frau Swobodas zu fliehen, dachte aber auch an die behaarten Lungen und bezog das Zimmer beim alten Nazi. Um seine Frau zu sich zu rufen, stand Herr Ziegler mit breitgestellten Beinen im Flur und schmetterte durch das Haus: „WEIB!“ Sie, ganz das um den Eichenstamm sich rankende Efeu, trug eine Gretchenfrisur und pflegte bei der Hausarbeit Wagner-Arien zu intonieren. Sie war vor kurzem Zeugin Jehovas geworden und als solche musste sie, wie sie mir erklärte, mindestens eine Seele pro Jahr bekehren, um selber in den Himmel zu kommen. Ich wurde ihr Versuchskaninchen. Da ich im Hause regelmäßig die Fenster putzte, um meine Miete abzarbeiten, nutzte sie die Gelegenheit meiner Immobilität, wenn ich oben auf der Leiter stand, um mich von unten mit ekelhaft frömmelnder Stimme vom bevorstehenden Weltuntergang anzupredigen. Ihre Konversionsversuche scheiterten, was mich darüber nachdenken lässt, wo sie im Jenseits wohl enden wird. War ich etwa der Grund, warum sie – vielleicht schon jetzt – bis in alle Ewigkeit von Teufelchen gepiesackt wird?

Dass es bei Herrn Ziegler nicht lange gut gehen konnte, hätte ich auch anderen Signalen entnehmen sollen. In dem kleinen Klo neben der Haustür hingen Anweisungen in ungefähr folgendem Wortlaut:

1. Vor Betreten der Toilette, Innentür zum Flur hin schließen!
2. Vor Toilettenbenutzung, Toilettentür schließen und Toilettenfenster weit aufmachen!
3. Toilettenpapier nur von der Rolle mit weniger Papier nehmen, bis die Rolle entleert ist! Nicht von beiden Rollen gleichzeitig nehmen!
4. Nach Toilettenbenutzung – bei geschlossener Innentür – Toilettentür und Haustür nach außen öffnen!
5. Toilettentür und Haustür etwa 10 Minuten auflassen (bei schwachem Windgang länger)!
6. Toilettenfenster, Toilettentür und Haustür schließen!
7. Erst dann Innentür zum Flur hin öffnen!

Rauchen war selbstverständlich im ganzen Haus strengstens untersagt. Als ich von einem irischen Freund Besuch bekam und er sich im Laufe eines ganzen Nachmittags eine einzige Zigarette erlaubte, erhielt ich an

demselben Abend einen Zettel unter die Tür, auf dem Folgendes stand: „Herr Bourke! Warum dringt dicker Rauchqualm aus Ihrem Zimmer? Sie kennen doch die Hausregel! Dies zieht eine sofortige Kündigung nach sich!“ Was zu meiner ungeheueren Erleichterung auch geschah. Ich fand bald eine „sturmfreie Bude“ in der Schellingstraße mit unsichtbaren Vermietern und hätte mich im Himmel gewähnt, wenn mein unmittelbarer Nachbar nicht den Drang gehabt hätte, ab 2 Uhr nachts aus dem Fenster hinaus Trompete zu spielen.

Inzwischen war ich Briefträger geworden. In den wohlhabenderen Postbezirken bekam ich nie Trinkgelder oder Belohnungen irgendwelcher Art, sondern höchstens Beschwerden. In meinen beliebtesten Postbezirken Westschwabing und Hainhausen wohnten aber noch sehr viele ärmere Leute in Hinterhöfen, und das war anders. Ich kam hervorragend mit ihnen aus. Sie hatten die Gepflogenheit, für ein Päckchen oder eine Einschreibesendung den Briefträger auf einen doppelten Schnaps in die Wohnung einzuladen. Noch dazu lag die uralte „Hemmelter Schnapsfabrik“ auf meiner Runde, deren Besitzer tagtäglich eine eingeschriebene Sendung bekam und mich den Traditionen entsprechend nach erfolgter Lieferung in die Destillerie schickte, wo man mir ein halbes Bierglas voll Schnaps aus einem schön glänzenden Messingbehälter ausschenkte. An päckchenreichen Tagen konnte ich bis zum Ende eines Rundgangs – wankenden Fußes – die letzten Briefe nur noch mit angestrengter Konzentration in die richtigen Briefkästen bringen.

In der Türkenstraße wartete immer ein alter Mann auf dem Gehsteig vor dem Haus auf mich, obwohl er nie einen einzigen Brief erhielt. Er wollte nur ein paar Minuten plaudern. Als meine Zeit in dem Postbezirk allmählich zu Ende ging, fing er an, seine Lebensgeschichte zu erzählen, darüber, wie seine Frau vor kurzem gestorben sei und seine Kinder in aller Welt verstreut lebten. Eines Tages weinte er sich an meiner Schulter aus und schluchzte: „I bin an oida Mo’ und i bin alloane!“ Ich musste ihn auf dem Gehsteig vor den glotzenden Passanten umarmen und streicheln.

Eine eher misstrauische, quengelnde alte Frau, die zwischen zwei Hinterhöfen hinter einer winzigen Tür mit winzigen Briefkästchen wohnte, wartete ebenfalls täglich auf mich, allerdings in Erwartung eines Briefes, der nie kam. Sie fragte mich immer danach aus, als wenn sie den leisen Verdacht der Unterschlagung hegen würde. Ich hatte den Plan gefasst, selber eine Postkarte mit undeutlicher Unterschrift an sie zu schreiben, als eines Tages ein Wunder geschah, das meinen Plan erübrigte: Es war tatsächlich eine Postkarte für sie unter den auszutragenden Postsendungen. Ich freute mich darauf, ihr die Karte feierlich überreichen zu können, aber sie stand ausnahmsweise nicht vor der Tür. Sollte sie ausgerech-



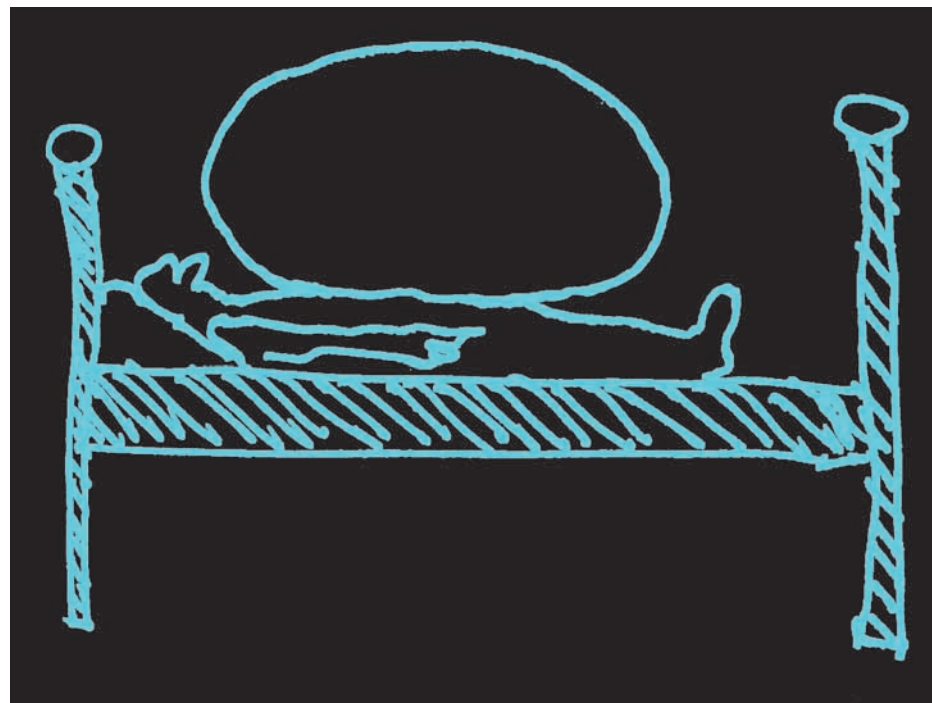
net an diesem Tag tot drinnen in der Wohnung liegen? Ich stellte zu und ging beunruhigt weiter. Beim nachmittägigen Rundgang war sie aber da wie immer, rief mich zu sich und bat mich darum, die Postkarte vorzulesen. Obwohl ich inzwischen altdeutsche Handschrift sehr gut entziffern konnte, war diese mit Bleistift und zitteriger Hand geschriebene Botschaft völlig unleserlich. Dann fragte sie mich, ob ich ihr wenigstens den Namen des Senders oder der Senderin vorlesen könnte, aber auch das gelang mir nicht, weil die Schrift verwischt war. Trotzdem wedelte sie mit der Postkarte in der Luft herum und gackerte triumphierend: „Do schaugst – i hob auf jedenfoi was kriagt g’hobt, oder net?“

Wenn das Samuel Beckett „live“ war, habe ich auch Franz Kafka in der Praxis am eigenen Leib gespürt, und zwar im Polizeipräsidium München. Das Ausländeramt befand sich im dritten Stock in einem endlosen, fenster- und seelenlosen, schlecht beleuchteten, graugrünen Korridor. Bei meinem ersten Erscheinen kam ich um etwa 10:30 Uhr dort an. Ich ahnte nicht, wie sehr ich diesen Korridor, jahrein, jahraus, kennen und hassen lernen würde. Links war eine lange Reihe von Türen. Vor jeder Tür stand eine riesige, nervöse Menschentraube. Jede Tür hatte darüber ein Schild mit je einer anderen Kombination von Buchstaben, etwa CFQSZ, ALPRY, BDNOT, EGHMW usw. (Warum es gerade diese Buchstabenkombinationen sein mussten, bleibt ein tiefes Geheimnis der Beamtenpsychologie.) Da mein Familienname mit „B“ anfing, schloss ich logischerweise daraus – ich hatte ja das irische Äquivalent des Abiturs bestanden –, dass ich mich bei der Tür BDNOT einzureihen hatte. Ich schloss mich der entsprechenden Menschentraube an und versuchte, das sperrige Amtsdeutsch des Antragsformulars zu entschlüsseln. Kurz nach 12 Uhr – ich war etwa in der achten Position von der Tür entfernt – kam ein verhärmter kleiner Beamter aus „unserer“ Tür, rief „Aus is’! Heit gibt’s nix mehr!“, schloss die Tür hinter sich zu und ging zu seiner Blut- und Leberwurst mit Sauerkraut und Kartoffeln.

Am nächsten Tag kam ich um 9 Uhr und erreichte dieselbe Tür mit BDNOT um etwa 11:30 Uhr. Das nämliche verhärmte Menschlein saß hinter dem Arbeitstisch, schaute meinen Pass an und sagte schroff: „S’ san im foischen Zimmer!“ – „Wieso?“ fragte ich. „Draußen steht doch der Buchstabe ‚B‘! – ‚Dös hoaßt doch gar nix. Sie san im foischen Zimmer, sog il!“ – „Und welches ist das richtige Zimmer?“ – „Wia soll i dös wissen? Um dös rauszufinden, müassen S’ obi auf Zimmer 264!“ Ich ging hinunter, fand das Zimmer, schloss mich an. Kurz nach 12 Uhr kam ein länglicher Beamter heraus, rief: „Fini für heit, meine Herren!“, schloss die Tür hinter sich zu und trollte sich zu seiner Schweinehax’n mit Knödeln.

Am darauffolgenden Tage kam ich um 8 Uhr an, ging direkt zu Zimmer 264, wo ich erfuhr, dass der Name „Bourke“ unter dem Buchstaben „Q“ zu bearbeiten sei. Ich wagte zu fragen, wieso, und bekam die Antwort: „So ist es eben!“ Ich ging hinauf, stellte mich an bei CFQSZ, kam rechtzeitig herein, um „erfasst“ zu werden, saß seitlich neben einem Arbeitstisch, hinter dem ein gedrungen-krötengestaltiger, Zigarren paffender Grantler saß. (Wenn ich es mir recht überlege, sah auch er aus wie Strauß, allerdings

en miniature.) Sein aufgeblähtes Profil – ich sah nie sein volles Gesicht, weil er nie zu mir hinschaute – bleibt eingebrannt in mein Gedächtnis, weil ich ab dann alljährlich von ihm „erfasst“ wurde. Ich habe Angst, dass wenn ich auf meinem Sterbebett liege, seine Fratze vor meinem brechenden Auge zigarrepaffend vorüberziehen wird. Umgekehrt wird er sich nie an mein Gesicht erinnern müssen, weil er in den ganzen Jahren unserer zwangsmäßigen Zusammentreffen mir nicht ein einziges Mal ins Gesicht schaute. Er beantwortete auch grundsätzlich keine an ihn gerichteten Fragen. (Kurt Tucholsky nannte dieses Phänomen „Polizeitaubheit“.) Die Bewilligung des jährlichen Aufenthaltserlaubnis-Antrags hing immer von der jeweiligen Laune dieser Kröte ab. Einmal, als er herausfand, dass ich verbotenerweise studierte und zugleich arbeitete, drückte er zigarrenpaffend einen Stempel in meinen Pass, wonach ich unverzüglich die Bundesrepublik zu verlassen hätte. Ich erkämpfte meine weitere Bleibe, indem ich mir von Fergus, der inzwischen wieder in Irland war, eine geschnörkelte Schriftrolle samt riesigem Wachssiegel und roter Quaste schicken ließ, die erklärte, dass er meinen Lebensunterhalt bestreite, damit ich studieren könne, ohne Arbeit aufnehmen zu müssen. Alles Lüge, natürlich: Fergus konnte mir keinen Pfennig schicken, und ich musste weiter schwarz arbeiten, um mein Studium zu finanzieren. Aber es war eben eine offiziös aussehende, notariell beglaubigte Lüge und ästhetisch noch dazu, und das stimmte die Kröte um. Ihm zum Trotz verbrachte ich 14 glückliche, abenteuerliche, mitunter von weiteren Schocks geprägte Jahre im weiß-blauen Bayern – aber das ist eine andere Geschichte.



In der Zwischenzeit hat sich Bayern enorm gewandelt. Die Bewohner neuer Wohnhäuser haben je ein Badezimmer für sich und noch dazu durch das ganze Haus strategisch verstreute WCs, damit niemand je mehr als zwei Meter zur nächsten Toilette gehen muss. Die netten armen Leute in der Türkenstraße sind wohl alle unter der Erde, ihre Hinterhöfe längst niedergerissen und von astronomisch teuren Single-Wohnungen mit Schickimickis drin ersetzt. Auch die „Erfassung“ von Ausländern ist reibungsloser geworden, es sei denn, man ist unerwünscht, in welchem Fall Maria helfen möge. Sonst sorgt der deutsche Alltag für weniger Erschütterungen als einst. Aber auch wenn Deutschland insgesamt (bis auf Berlin) weniger surreal geworden ist, treibt die Bürokratie noch ihre Blüten.

In diesem Jahr [1995, *Anm. d. Red.*] kamen Eva und ich um Weihnachten herum nach Berlin. Als wir zur Post gingen, um einen nicht zugestellten Einschreibebrief abzuholen, wollte die Postbeamtin unter keinen Umständen den Brief herausgeben, weil er an Eoin Burke adressiert war, während in meinem Pass der Name Thomas Eugene Bourke stand. Dass Eoin die gälische Form von Eugene ist und dass wir Bourkes/Burkes uns zweierlei Schreibweisen erfreuen, interessierte sie überhaupt nicht. Als ich einen Gewerkschaftsmitgliedsausweis produzierte mit dem Namen Eoin Thomas Burke darauf, um ihr zu zeigen, wie unbekümmert die Iren mit Namen umgehen und dass doch mit Eoin Burke ich gemeint war, sagte sie, da könnte jeder kommen mit irgendeinem Stück Papier. Erschreckend war, dass sie kaum älter als 25 gewesen sein kann. Ich musste, wie so oft in der Vergangenheit, eine höhere Instanz aufsuchen, um an den Brief heranzukommen.

Als Nächstes ging ich in die Landeseinwohnermeldestelle, um unsere Existenz anzugeben. Da hieß es, der Wohnungshauptmieter müsse persönlich den Anmeldeantrag unterschreiben. Dass er inzwischen mit unbekannter Anschrift unterwegs in Mexiko war, interessierte die Beamtin nicht – er müsse auf jeden Fall den Antrag unterschreiben. Da ging ich nach Hause und holte den Brief von ihm, in dem er uns eingeladen hatte, die Wohnung in seiner Abwesenheit zu übernehmen. Die Frau – eine sehr übergewichtige, die gern ihre Pausbacken schüttelte – weigerte sich, den Brief anzuschauen, weil er auf Englisch war. Als ich darauf hinwies, dass ich in der Lage wäre, den Brief für sie zu übersetzen, sagte sie, da könnte ja jeder kommen und so was behaupten. Am Ende übersetzte eine Kollegin das kinderleichte Englisch für sie, was noch lange nicht bedeutete, dass die Prozedur zu Ende war. Ich musste noch einmal nach Hause fahren, um den Pass meiner „Ehefrau“ zu holen, damit die Beamtin – nicht etwa Eva selbst oder gar ich – die Passnummer in das Antragsformular eintragen konnte.

Danach ging es zum Ausländeramt, wo, damit ich überhaupt eine Aufenthaltsgenehmigung ausgestellt bekomme, meine Heiratsurkunde verlangt wurde. Ich sagte, die sei zu Hause in Irland und un-auffindbar, worauf die Dame hilfreich vor-



schlug, dass ich mich an das Münchner Standesamt wende, wo wir vor 25 Jahren heirateten, da die Heiratsurkunde für eine Aufenthaltsgenehmigung ganz unentbehrlich sei – da könnte ja jeder kommen und einfach behaupten, dass er mit einer Deutschen verheiratet sei. Wo kämen wir hin? Wo kämen wir da hin? Es stellte sich nach langem Gerangel heraus, dass es auch ohne ging: Als ich eine DAAD-Einladung zeigte, an der FU zu forschen, lenkte sie ein. Es ist immer so: Am Ende geht alles, aber zuerst müssen die BeamtInnen ihren Spaß treiben, ein bisschen Angst einjagen, sich an den bestürzten Gesichtsausdrücken der Bürokratie-Opfer weiden, um ihre täglich mehrmalige Droge eingespritzt zu bekommen, bevor sie dann nach ihrem Machtorgasmus Gnade zeigen und sich mit einem kleinen postklimaktischem Scherz verabschieden. Es gibt aber einen Trost: Alle drei Frauen waren unbestechliche Demokratinnen. Mein Professorenstatus, der nur deshalb überall in den Formularen prangte, weil darin ständig nach akademischem Grad gefragt wird, imponierte ihnen nicht im Geringsten – alles Ausländische stimmte sie misstrauisch.

Ich schöpfte nachher den Verdacht, dass die Abertausenden ehemaligen Stasi-MitarbeiterInnen vielleicht überall in Berlin wieder sinnvoll eingesetzt worden sind. In einer ähnlichen Situation in München, als ein Beamter mir eröffnete, dass ich durch ein sieben Jahre zurückliegendes Versäumnis, mich abzumelden, eine strafbare Tat begangen hätte, erzählte ich ihm, dass wir Iren uns nicht an-, um- oder abzumelden brauchten, nicht mal einen Personalausweis bei uns tragen müssten – ja, selbst wenn man einen Pass dabei habe, dürfe ein Polizist oder Beamter nie verlangen, ihn einzusehen. Er war zunächst sprachlos und fragte dann, nachdem er sich wieder gesammelt hatte, wie man denn bei uns mit der Kriminalität fertig werde. Es ist mir dann klar geworden, wo die deutsche Bürokratie ihre Wurzeln hat – in den Duodez-Fürstentümern, als der Staat meinte, sich gegen den Bürger schützen zu müssen, während in Großbritannien und Irland der Bürger mit Recht meint, sich gegen den Staat schützen zu müssen.

Eoin Bourke, seit Beginn des *Irland Journals* Beiträger und verdienstvoller Initiator der *Gegenbilder*, in denen die ersten Artikel über deutsche Reisende in Irland keimten, hat jetzt eine enorm informative und stattliche (773 Seiten!) Sammlung vorgelegt: Texte von insgesamt 29 deutschen und österreichischen Reisenden, die Irland im Zeitraum vom Ende des 18. Jhds. (1783) bis gut in die Mitte des 19 Jhds. (1865) besuchten (unter ihnen auch 3 Frauen), hat Eoin Bourke ausgewählt, ins Englische übersetzt und ediert. Neben den Texten bekannt(er) Reisender der „Grünen Insel“ finden sich in diesem Band auch etliche veritable Entdeckungen!

Das Buch ist sehr leserfreundlich und zugänglich. Eine generelle Einleitung hilft, die Texte historisch einzuordnen; jedem Reisenden ist ein Kapitel zugeteilt, mit einem einleitenden, informierenden Paragraphen, gefolgt von aussagekräftigen Auszügen aus dem jeweiligen Werk.

Bevor deutsche Reisende sich nach Irland aufmachten und als Augenzeugen berichteten, war Irland den Deutschen weitgehend *terra incognita*; was man wusste, war ausschließlich durch englische Berichte, in Übersetzungen, bekannt, und die Perspektive war dementsprechend 'gefiltert'. Irland wurde, wenn überhaupt, in Beschreibungen über England und Schottland marginal erwähnt.

Zu Beginn des 19 Jhds. verstärkte sich das Interesse zunehmend; in den folgenden Jahrzehnten mehrten sich die Berichte überraschend, so dass man sogar von einer Art 'Irland-Welle' sprach.

Die ersten Augenzeugen-Texte stammen von Karl Gottlob Küttner, der aus Waterford, wo er bei

„Poor Green Erin“ – German Travel Writers' Narratives on Ireland from Before the 1798 Rising to After the Great Famine; Texts Edited, Translated and Annotated by Eoin Bourke.

Peter Lang, 2012, 773Seiten,
ISBN-10: 3631613695, ISBN-13: 978-3631613696